Gedichte von Hans Schmidt-Kestner.



HANS SCHMIDT-KESTNER

Gedichte von Hans Schmidt-Kestner.

für das Vaterland gestorben 4. Febr. 1915.

Verlag von Ludwig Ey, Hannover 1915.

Zum Geleit.

Am vierten Februar 1915 starb Hans Schmidt-Kestner auf einem Übungsflug in der Nähe von Potsdam durch Absturz einen jähen Tod.

Als das bedrohte Vaterland seine Söhne zu den Waffen rief, eilte er zu den Fahnen seines alten Regimentes und tat anfänglich Adjutantendienste bei dem Ersatzbataillon, da er infolge früherer Verletzung nur garnisondienstfähig war. Aber mit allen Fibern seiner Seele sehnte er sich hinaus ins Feld, hinaus zu Taten vor dem Feind. Mit eifervoller Freude begrüßte er das Kommando als Beobachtungsoffizier zur Fliegertruppe, hoffte er doch dadurch endlich in die Front zu kommen, wo die Freunde und Kameraden kämpften, bluteten und starben. Und dann — — sein erster Flug sollte auch sein letzter sein.

Was die Gattin, was die Eltern, was die Geschwister an ihm verloren, ist unsagbar. Die Freunde stehen erschüttert an der Bahre und wissen, im eigenen Schmerz befangen, kaum zu trösten.

Was die Welt an ihm verloren, soll dies Büchlein vorläufig zeigen; in späteren Zeiten wird eine größere Auswahl seiner Dramen und Novellen offenbaren, wessen dieser reine Sinn fähig war, was dieser Dichter seiner Zeit noch zu sagen hatte.

Dieser Dichter — der großen Menge bisher vielleicht nur bekannt durch die wie ein verheißungsvolles Fanal leuchtende Offizierstragödie „Lutz Löwenhaupt“, welche die tiefe innere Tragik im Leben eines jungen, kecken und doch schwachen Leutnants,

des letzten seines Geschlechts, zu eindringlichem Gehör brachte.

Nie sah dieser Dichter nur die Außenwelt der Dinge, nie den oberflächlichen Schein und Putz; in ihre Seele suchte er einzudringen, stets stand ihm hinter dem Subjektiven die Idee, welche als höchster, hellster Leitstern uns Menschenkindern in dem Wirrsal des Alltags leuchtet. Schon die hier vereinten lyrischen Dichtungen lassen diese Grundstimmung seines dichterischen Wesens erkennen. Sie hob ihn heraus aus der Menge der anderen „Auchdichter" und machte auch den Menschen seinen Freunden lieb und wert.

Ein aufrechter und stolzer Charakter, der nie die Wahrheit scheute, voll lauteren und reinen Wesens, an dem kein Erdenschmutz zu haften vermochte, voll des wärmsten Gefühls für Liebe und für Freundschaft, die er beide nicht entbehren konnte, — so wird er im Gedächtnis derer, die ihn kannten, fortleben.

Die Erde, die er liebte wie ein Kind seine Mutter, mit allem, was sie hervorbrachte, mit Blumen und Tieren, mit Sommer und Winter, mit Tag und Nacht, — sie hat ihren getreuesten Sohn wieder in ihren Schoß aufgenommen. Er ist zurückgekehrt zu dem Urquell aller Wesen, und uns Nachfahren bleibt nur die Erinnerung.

Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben!

Hannover, im Februar des Kriegsjahres 1915.

Wolfgang Stammler.

Inhalt.

Schwert-Segen.

O Deutschland, teures, heilges Land,
In unsern Herzen auferbaut,
Nun fordert dich das Schicksal laut
Und prüft die Würfel in der Hand.

Hier ist die Krone, dort das Joch,
Hier Frieden, Segen, Werden, Macht,
Dort Schande, Fluch und Kettennacht, —
Nun heißt es siegen sterbend noch!

Wir stehn inmitten aller Welt,
Und rings fast droht nur Feind bei Feind, —
Weh uns, wenn heut ein einz'ger meint,
Daß Flehn und Hoffen ihn erhält.

Nur Tat ist's, die dem Unheil wehrt,
Nur Wille ist's, der Taten schafft, —
Wir beten zu dem Gott der Kraft!
Wir glauben an das deutsche Schwert!

O deutscher Michel, teurer Held,
Du, einzig rein und unbefleckt,
Triff das Geschmeiß, daß es verreckt,
Und nimm in deine Hand die Welt!

Gebet des deutschen Wehrmanns.

Herr Gott im Himmel droben!
Der Krieg ist wohl ein schlimmes Ding,
Und wenns nach deinem Willen ging,
Könnt ich den Frieden loben.

Nun aber fuhr der Böse
Ringsum in all die falsche Welt,
Die uns mit geiler Wut umstellt,
Und macht ein arg Getöse.

Ich habe Weib und Kinder
Und wollte meinen Acker baun,
Jetzt starre ich in Waffen traun
Als wie ein Leuteschinder.

Ja, liebe deine Feinde! —
Mein Herrgott, diesmal kann ichs nicht,
Und wenns der Heiland selber spricht
Zur ganzen Menschgemeinde.

Sie wolln an unser Leben!
Was deutsch ist, das soll niedrig sein!
Mein Vaterland soll Gnade schrein? —
Du mußt die Wut vergeben.

Mir rast das Blut im Kreise,
Die Fäuste schüttl' ich in den Wind,
Ich will dahin, wo Feinde sind,
Daß ich sie Wege weise.

Wenn wir sie dann getrieben
Ins allertiefste Kellerloch,
Wenn sich der letzte Hund verkroch, —
Will ich sie wieder lieben.

Und will den Frieden loben,
Denn Krieg ist wohl ein arges Ding.
Ja, wenns nach unserm Willen ging,
Herr Gott im Himmel droben — !

Deutschland, werde hart!

Es steht ein Riese über der Welt,
Einen Hammer er in der Rechten hält,
Die linke über den Ambos her
Streckt einen Stab vielkräfteschwer,
Der strahlt in weiß-rot-goldner Glut
Und ist doch nur ein Eisen gut.

Der Riese hebt seinen Hammer auf,
Ewige Runen stehen darauf,
Er schwingt gelassen ums Haupt den Stahl,
Aus fernen Himmeln kehrt der Strahl,
Der trifft das Eisen und schmiedet es aus:
Der Erde Szepter wächst daraus.

Durch das raumunendliche All
Wuchtet des Riesenhammers Fall,
Es schreit das Eisen unter dem Schlag,
Aus seinen Funken wird dräuender Tag,
Und wie sich formt des Szepters Rund,
Tönt lauter Sang von des Schmiedes Mund:

Wer will aus meiner Hand die Macht? —
Zu Grabe sei die Güte gebracht!
Wer will die Macht aus meiner Hand?
Das selige Träumen sei verbannt!
Wer will aus meiner Hand die Welt? —
Alles, was weich ist, wird zerschellt!

Der Riese sangs, die Erde bebt.
Nun komm, du Stärkster von allem, was lebt!
Deutschland, mach dein Herz zu Stein,
Sonst kannst du nicht erkoren sein!
In Riesen-Faust das Szepter ward:
O Deutschland, Deutschland, werde hart!

Drei Lieder dieses Herbstes.

Jagd.

Wir hetzten sonst den Fuchs in diesen bunten Tagen,
Die Gäule sprangen hinter lustigem Geläut.
Und wieder bringt der Herbst ein Jagen.

Gen Abend reit ich durch die Felder heut,
Ein Tier im Bruche hör' ich klagen,
Und meine Stute scheut.

Feuer am Himmel steht.
Schwarze Rohre starren ins schweigende Land —
Wem gilt's Hallali, wenn der nächste Tag vergeht?

In dieser Nacht kommt manches Wild zu Stand.
Die Sonne geht.
In einem Meer von Blut versinkt der Erde Rand.

Frucht.

Das ist ein Herbst der Reife und der Frucht!
Ein starker Fürst der Ernte reckt die Glieder,
Ob aller Welt geht seine Sense nieder,
Da reiht sich schnell der braunen Garben Flucht.

Das ist ein Herbst! Der keltert edlen Wein!
Ein seltsam Lied geht in den Winzerlauben,
Unstillbar tropft das Blut aus süßen Trauben,
Und Feuer schießt in alle Reben ein.

Noch niemals war ein Herbst so dunkelrot,
Der farbig diese Erde überspannte . . .
Du starbst — und du, den meine Seele kannte —
Und du, der meine Seele war, gehst in den Tod.

Saat.

Aber dies alles wird Saat,
und es ist nicht wahr,
daß nur der rasende Tod
über die Erde kam.

Einst, an einem Morgen,
wenn das schneeige Leichentuch
hinschmolz im Frühling,
steh'n wohl Kreuze im Feld,
und über schmerzlichen Hügeln
dampfen schweigende Nebel.

Aber dies alles ist Saat.
Und eine erste Lerche
singt wie einst sich zur Sonne,
lobt das heilige Leben
und preist die Wonne der jungen Welt.

Alles ist Saat.
Alles, das hinsinkt in Nacht,
schickt seine Kraft ins All.
Ueber die Kreuze
wuchern noch Rosen.
Ueber den Hügeln
weichen die Nebel aus Menschentränen.

Dann kommt ein großes Wissen:
wofür dies alles war,
und ein weinend lachend Gebet
wagt zu danken:
denn dies ist das Reich
und die Kraft
und die Herrlichkeit.

Herbst 1914.

Und Friede auf Erden . . . .

Solange die Welt steht
und der Mensch die Erde begeht,
war nicht Friede, — nur Kampf.
Wie aus Urnebeldampf
im Ringen der Elemente
Wesen von Wesen sich trennte,
Art aus Art
sich aufgespart
und immer, was eben ward,
Art stand gegen Art, —
so sah der Mensch, als er das Paradies
des Nichtseins verließ
und auf die Erde trat mit ihrer Lust und Not
in seiner Faust alsbald ein Werkzeug für der andern Wesen Tod!

Wo immer einer „Leben!" schrie,
da stieß er fremdes Leben in Nacht.
Und die Mutter, die Erde, — ein Weib in roher Pracht, —
mit Blut genährt, wild lachend blühte sie.

Tausende Jahre verrannen im Ozean Zeit, —
Geschlechter, Völker wurden, und der Erdensohn schritt weit.
Die Sonne stand am Himmel, und Götter thronten auf allen Sternen.
Das war: in blauen Fernen
suchte der Mensch das Heil.
Aber Kampf blieb sein Teil, —
Hart gegen Hart . . . . .

Da kam es endlich, daß die Zeit erfüllet ward.

In einer Stunde, da die Erde schlief
und alles leidvoll dunkel war,
erwachte eine Stimme, die mit neuer Zunge rief,
ein Licht ging auf, wie tausend Sonnen klar,

ein großes Licht brach in den Schlaf der Welt,
ein Licht, aus Licht und Licht erhellt:
Hoffnung ward geboren!
Friede sang ein Engel!
Ohne Glauben noch, schluchzend lauschte die Erde:
Ein neues Werde!
Friede! — O heilig! — Groß! —

In armen Stalles Krippe, weltverloren, lag ein Kind in seiner Mutter Schoß ....

Jesus, milder Nazarener, der du am Kreuze starbst,
der du im Glauben an den Menschen um seinen Frieden warbst,
Jesus Christus, um dich haben sich die Menschen getötet
und mit neuen Strömen von Blut die Erde gerötet,
um dich haben sie gemordet und gebrannt
im alten Rom, in Hispanien, Gallien und im deutschen Land,
um dich haben sie sich gehaßt bei zweitausend Jahr,
bis um dich — — endlich Friede war.
Und das war, — als wir dich fast vergessen ....

Jesus Christus, der du heute geboren bist,
noch immer brennt unter Mensch und Mensch der alte Zwist,
die Kraft, die tötende Kraft zu messen.

Aber wir haben deinen Frieden gehütet lange Zeit, —
Deutschland, der Tor unter allen ...
Ja, Deutschland war milde, — aber es war bereit!
Wie die Hunde haben sie uns angefallen.
Da glitt unser Schwert aus der Scheide!
Herrgott, es war uns zum Leide!
Doch nun schreitet das Schwert, das herrliche Schwert,
über feindliches Land, über feindlichen Herd,
und wo das Schwert seines Weges fuhr,
da sprießt von roten Blumen die Flur.
Germanen schreien in Urweltsbrunst,

ein neues Chaos wallt im Dunst,
und neu gebiert sich die Erde.

Herrgott, sprich du das Werde!

Die Weihnacht kam. Ein reines Kinderlied
an diesem Tag durch jedes deutsche Herze zieht, —
du weißt: wir haben's nicht gewollt!
Auch unsre Frauen weinen heiße Tränen,
und teures, teures deutsches Blut ward schon zuviel gezollt.
Das Knie gebeugt gen Bethlehem ist unser einz'ges Sehnen:
Herr, ende diesen Krieg!
Durch deutscher Waffen Sieg!
Laß deine Engel wieder sprechen: Friede sei auf Erden!
Und laß den Frieden einen deutschen Frieden werden!

Geschrieben am 24. Dezember 1914 für das Weihnachtsfest
der Großenhainer Flieger-Abteilung.

Neue Heimat.

Freudig sei's der Welt verkündet:
Heute ward dies Heim begründet!
All die lieben, alten Sachen
Stehen nun an neuen Wänden,
Und ein großes Reinemachen
Mußte Glanz und Schimmer spenden.

Meine Möbel, meine treuen,
Freu'n sich mit mir an dem Neuen.
Meine Bilder, meine Bücher
Zeigen frohere Gesichter,
Decken, Teppiche und Tücher
Bieten sattre, tiefre Lichter.

Und die Fenster, große, kleine,
Liegen blank im Sonnenscheine.
Meine schlechten Gipsfiguren,
Meine Vasen, Blumentöpfe
Schaun auf freie, grüne Fluren,
Starker Bäume Wipfelköpfe!

Denn im Tal, an Berges Lehne,
Steht mein Haus, das stolze, schöne!
Strauchwerk klettert wild am Hange,
Unten rauscht's im muntern Bache,
Alles tönt von Vogelsange, —
Und da wohn ich — unterm Dache!

Unterm Dach flog ich zu Neste!
Und nun wart ich auf die Gäste.
Kommt herauf wie Blütendüfte,
Kommt wie wilden Weines Ranken,
Kommt herein wie Frühlingslüfte, —
Kommt! ich warte — kommt — Gedanken!

Bin ich ja doch frei geworden!
Ferne liegt der öde Norden.
Seltsam wär's, fänd ich nicht Töne,
Die Apollos Hauch durchwehte,
Mitten all in dieser Schöne, —
Ja, jetzt werde ich — Poete!

Daheim.

Liebste, nun ließen wir die Straßen und das Leben, —
Wir sind nun allein!
Und die große Nacht will ihre Hand uns geben,
Uns zwein.
Auf ihren Fittichen, grau und schwer,
Kam sie daher.
Deine Augen sind nun mein einz'ges Licht
Und meine Sterne.
In der Ferne
Vertönt die Stadt und stört uns nicht . . .

Nun sieh: mein Heim ist arm und meine Hände leer.
Deine Lippen sind so weich,
Deine weißen Glieder von Glückesgaben schwer:
Mach mich reich!
Komm, wir sind Kinder, und wir schreiten
Nun Hand in Hand zu Seligkeiten:
Deines Innern Tiefen,
Deines Leibes Wonnen
Werden zehrende Sonnen,
Die im Meere schliefen.
Sieh, nun steigen sie strahlend empor,
Leuchten aus Tiefen der Nacht hervor
Und verbrennen in Gluten von Glück und Schmerz
Mein Herz . . . .

Mein Garten.

Ein Garten meine Liebe ist
Mit roten Rosen, roten Nelken.
Drin sprießen tausend Blumen auf,
Wo eine einz'ge will verwelken.

Mein Garten liegt im Dämmerlicht,
Und Schatten ruhn auf seinen Beeten.
Fern liegt die Welt, — es flieht der Tag,
Nun ist es Zeit, hineinzutreten.

Mein Garten ist mein Heiligtum.
Mit Schauern wandl' ich seine Gänge.
Schwül lastet auf den Gräsern Duft
Von ungezählter Rosen Menge.

Die Blumen harren auf den Mond.
Der steht noch hinter schwarzen Bäumen.
Fast ist es dunkel, ach, und still, —
Ich und mein Herz und alle Blumen träumen.

Ich wart' auf meine Nachtigall.
Bald finden ihre Töne meine Seele,
Und Zauber weben durch die Nacht
Aus meiner kleinen Säng'rin Kehle.

Der Mond steht hinter dunklem Tann, —
Ich und die Blumen sehnend warten, —
Er kommt und gießet Zauberglanz,
Und duftend, träumend ruht mein Garten . . .

Ganz Duft und Traum ist diese Nacht.
Durch meinen Garten Götter schreiten.
Sie tragen Glück und heilge Kraft
Und Licht und alle Herrlichkeiten . . .

Meine Nachtigall.

In meinen lieben Wänden
Stehn Blumen überall,
Die ihren Duft mir spenden
Und meiner Nachtigall.

Die flattert durch die Zimmer,
Und singt ihr fröhlich Lied
Vom ersten Sonnenschimmer,
Bis spät der Tag entflieht.

Und wenn die Nacht gekommen,
Fliegt sie an meine Brust
Und wird da aufgenommen
Zu heimlich süßer Lust.

Geöffnet stehn die Fenster,
Der Mond scheint still herein,
Und kleine Nachtgespenster
Beleben seinen Schein.

Und draußen ist ein Schallen,
Ein' einz'ge Melodie:
Die andern Nachtigallen, —
Mein Vöglein rufen sie.

Doch das bei sel'gem Scherzen
Vergaß, wie's draußen sei.
Ich fing's in meinem Herzen,
Und nimmer wird es frei.

Mondnacht.

Wenn wir durch die Dünen gehn,
Liebste mein,
Sterne schon am Himmel stehn, —
Mondenschein, —
Rauscht leise nur das Meer,
Trägt uns alte Lieder her.

Und die Lieder seltsam klingen,
Liebste, du,
Nixen, glaube ich, sie singen,
Hör' nur zu! —
Ach wie ist die Nacht so still,
Alles nur noch schlafen will.

Unsre Hände haben sich verschlungen,
Liebste, wie?
Eben Seufzer sind zu mir gedrungen,
Hört'st du sie?
Kleine, hast wohl nicht gedacht,
Wie verräterisch die Nacht!

Unsre Lippen werden sich nun finden.
Liebste, ja,
Deiner Liebe Tiefen zu ergründen,
Bin ich nah!
Sieh, da taucht der Mond ins Meer! —
Stille, Dunkel rings umher . . . . .

Immer belauscht!

Wir wandelten unter den Bäumen
Still, Hand in Hand.
Und war als wie in Träumen
Im Märchenland.
Ich blickte dich an voll Wonne,
Du Liebste du! —
Am Himmel stand Frau Sonne
Und sah uns zu . . . .

Hab deine Küsse getrunken,
Berauschend Wein.
Bin vor dir niedergesunken
Im Abendschein.
Hab deinen Leib umfangen,
Du Liebste du! —
Zwei kleine Vöglein sangen
Und sahn uns zu . . . .

Wir hielten uns lang umschlungen
Und schauten uns an.
Kein Vöglein hat mehr gesungen,
Nacht kam heran.
Ich zog dich zu mir nieder,
Du Liebste du! —
Mond stand am Himmel wieder
Und sah uns zu . . . .

Silvestergruß.

Zum Silvester Anemonen, Nelken
Und Vergißmeinnicht, Maiglöckchen, Flieder? — —
Das muß mir doch wahrlich Glück bedeuten!

Und die von der langen Reise welken
Heben frischgenetzt die Köpfchen wieder, —
All die kleinen Kelche neu sich weiten.

Nur die Rose, — eine zarte, rote, —
Liegt entblättert in den weißen Hüllen, —
Von den Kirchen alle Glocken läuten. —

In mein Zimmer streue ich die Tote,
Daß die Blättchen flatternd alles füllen
Und mit ihrem Duft mich in das neue Jahr geleiten ...

Das Ende.

— — Das also ist der Liebe Tod? —
Den hatt' ich mir ganz anders vorgestellt:
Ich dachte mir, die ganze Welt
Müßt öde sein und kalt vor Gram und Not. —

Ich dachte an zerrauftes Haar,
An Tränenströme ohne Ende,
An Augen starr und sonderbar,
An wütende, verkrampfte Hände

Und arme Herzen, blutigrot und zerfetzt und zerschlagen,
Und in der schwülen Luft ein banges Seufzen und Klagen...

Nun sieht das ganz wie immer aus,
Als wäre nichts, rein nichts geschehn:
Die Menschen auf der Straße gehn,
Die Sonne scheint, — Lärm schallt durchs Haus. —

Wir beide waren stets korrekt!
Warum nicht in der letzten Stunde?
Du hast die Hand mir hingestreckt,
Ein art'ges Lächeln auf dem Munde. —

Nur deine großen Augen scheinen mir etwas feucht zu sein.
Und ich, — du siehst es kaum, — grab in die Lippen die Zähne ein ....

Totenfest.

Herbstlaub tanzet gelb im Wind, —
Wandrer ziehn in Nebelschleiern
Dahin, wo die Toten sind.
Darum will auch ich nun feiern.

Rosen stell ich vor mich hin,
Und ein Liedchen spiel ich leise, —
Ach, du ferne Sängerin,
Es war deine Lieblingsweise!

Unsres Glückes letzter Klang
Schwebt durch diese Dämmerstunde,
Gleich wie einstens sterbensbang
Letzter Gruß von deinem Munde.

Als die Welt uns scheiden hieß,
Unsre Herzen, ach, sie bebten,
Ferne schwand ein Paradies,
Und wir lebten doch! Wir lebten!

Denn es lockte wie zum Spott
Gold auf kalt getrennten Wegen.
Und der Liebe güt'ger Gott
Gab dem Frevel seinen Segen!

Wir sind tot, mein fernes Kind!
Wir sind tot! Drum laß uns feiern! —
Herbstlaub tanzet gelb im Wind, —
Wandrer ziehn in Nebelschleiern ......

Nach der Trennung . . .

Hätt' mich nicht die Not getrieben,
Wär' ein Engel mein geblieben!

Wär' das Sterben nicht so feige,
Tranken wir des Glückes Neige!

Forderte uns nicht das Leben,
Hätt's uns keine Not gegeben!

Sollt' ein Gott im Himmel wohnen,
Wird das Leben dich verschonen,

Dich nicht knechten, nicht zertreten, —
Beten wollt' ich's, könnt' ich beten!

Wenn die Toten auferstehen,
Werden wir uns wiedersehen.

Doch bis zu dem sel'gen Tage
Steht vor mir die grimme Klage!

Und die grauenvollste Frage — — —
— — Neide mich, wer's mag und wage....

Es ist nicht wahr!

Herbst, es ist nicht wahr,
Daß du das Sterben bringst,
Der du doch Lieder singst,
Weinlaub im Haar!

Kamst in Sturmgebraus,
Kamst in der Nebel Gewand, —
O und nun seht das Land:
Was schufst du draus!

Gold in jedem Baum!
Bräunlich der Blätter Pracht, —
Grün noch die Wiese lacht, —
Farbentraum! . . .

Und der Kirschenhang!
Aus seinem roten Laub
Tönt — ob ichs wirklich glaub? —
Vogelgesang!

Kam der lichte Mai?
Glaubt meiner Vögel Schar,
Daß noch so spät im Jahr
Hochzeit sei?

Und im Herzen drin,
Wie sieht es da mir aus?
Ernte füllt reich das Haus:
Liebesgewinn! —

Herbst, und es ist nicht wahr,
Daß du das Sterben bringst!
Der du doch Lieder singst,
Weinlaub im Haar! . . . . .

An die Freunde . . .

Es ist ein Ziel nur, und dem wandern wir entgegen.
Es ist ein Ziel nur, ein Begehren, eine Wahl, —
Ein Wunsch nach deinem Wundertrank, du heilger Gral!
Wir alle ziehn dahin auf unsern Lebenswegen.

Und suchen dich! Ein jeder will von dir den Segen, —
Mit heißer Sehnsucht nennen wir dich Ideal, —
In unsern Träumen flammt dein Diamantpokal,
Und aller Torheit wünscht sich deinen goldnen Regen.

Und jedem stehst ein andrer du in Nebelferne, —
Und jeder hastet, daß er irrend dich nicht fehle,
Bis endlich viele dir verzagend fluchen. —

Ich sehe noch am Himmel leitend meine Sterne,
Und mit mir wandert gläubig eine Menschenseele. —
O kommt und gebts nicht auf und laßt uns suchen! — —

Die Gralsburg.

Selbstgewiß sein, mutig, weise,
Das ist mir das Ziel der Reise,
Und ein Herz voll Schönheitsgluten
In den kalten Lebensfluten.

Auf der fernen, stillen Höhe
Ich die Burg wohl leuchten sehe.
Schwer ist solch ein Weg geschafft.
Nur die Liebe gibt die Kraft! —

Fahrt.

Lebens wilde, stürmische Fahrt, —
Rollendes, brausendes, mordendes Meer. —
Klippen ragen zackig und hart, —
Felsenmassen, breit und schwer.

Einsamer Schiffer, ans Steuer gebannt,
Schaut in die höllischen Tiefen hinab.
Spähende Sehnsucht sucht grünendes Land, —
Endlos dehnt sich das kalte Grab.

Gleitet er blumigen Auen vorbei.
Wirft ihn wohl neidische Brandung zurück,
Aber der Schönheit belebendes Glück
Segnet den sehnenden, suchenden Blick.

Wo ist der Hafen? Wann lächelt die Ruh?
Klippen wollen den Nachen zerschellen,
Wuchtige Felsen decken ihn zu, —
Drüber rollen die ewigen Wellen.

Aber dem Sinkenden leuchtet ein Glück, —
Lebt Erinn'rung an köstliches Schauen, —
Jenen seligen, heiligen Blick
In euch duftende, prangende Auen:
Seltsame, — einzige, — wonnige Frauen! —

Der Skeptiker.

(Ein Scherz.)

Spricht der Skeptiker mit grauem Gesicht:
E! — Frauen, die gefall'n mir nicht!
Habe viel genossen und gekannt,
War mit vielen sehr verwandt, —
E! war nich brillant!
Der kleinste Ofen für Anthrazit
Wärmt mehr als Weiber das Gemüt.
Mit der gerühmten Süßigkeit
Ist es, — weiß Gott! — nicht so sehr weit!
Und was das Uebrige betrifft,
So sind die Frauen alle Gift!
E! — ja! —
E! — nich wah? —

Den Mann, den Kerl, den muß man sehn!
Dann wird man ihn verstehn!
Mit krummer Nas' und krummem Bein, —
Schief schaut er in die Welt hinein.
Grau ist sein Aeuß'res, grau sein Sinn,
Nicht für 'nen Heller Rosa drin.
Doch schlägt sein Jammerherzchen laut,
Sobald er eine Schürze schaut.
Er sagts nur nicht, weil ers nicht wagt!
Hat ihm doch gestern erst gesagt
Ein strammes Mädel: Ei der Daus;
Dich halt ich noch mit steifem Arm zum
Fenster naus! —

Im Rausch . . . .

O küsse mich! — und immer, immer wieder
Erquicke mich mit deiner Liebe süßem Trank!
Dann sinken meine müden Augenlider,
Und durch mein ganzes Wesen zieht es sehnsuchtskrank.

Dann schau ich ferne, blaue Bergeshöhen
In einem unerreichten, wunderbaren Land,
Und dunkle Märchenwälder sehe ich vor mir erstehen,
Wie noch kein Menschenauge sie auf Erden fand.

In ihnen wehen düfteschwangre Zauberwinde,
Die treiben mich dahin mit sehnender Begier,
Bis ich in einem heil'gen Hain dich endlich finde
Und froh mich lag're in das grüne Moos zu dir.

Da schmiegst du an mich deine weichen, weißen Glieder,
Und Wonneschauer zucken über meinen Leib, —
Da küßt du mich, — und immer, immer wieder
Preß ich dich an mich, du geliebtes, wundervolles Weib.

— — Und träumen will ich, weiter selig träumen
Von jenem Land, wie's meine Liebe braucht,
Will mit dir wandeln unter goldnen Bäumen,
In roter Abendsonne Glut getaucht.

Will betend niederknieen dir zu Füßen,
Wenn untergehend noch die Sonne winkt,
Und will dich küssen, immer wieder küssen, —
Und sterben, wenn die Nacht herniedersinkt . . . .

Neues Leben.

Aus schwülem Traum riß mich heut Nacht ein Sturm!
Das tobte durch die Gassen wild und schwer,
Das sauste um den alten Kirchenturm
Und warf die Wetterfahne hin und her.

Es heult' und pfiff wie wilder Geister Flug
Und rüttelte mit Macht an Tür und Tor, —
Die Fenster klirrten von des Windes Zug, —
Dumpf drang der Bäume Rauschen an mein Ohr:

Der wilde Jäger ist im nahen Wald!
Da steh ich schnell von meinem Lager auf,
Und an das Fenster tret' ich alsobald, —
Ich seh' zerfetzter Wolken eil'gen Lauf, —

Walküren reiten droben jetzt zur Schlacht!
Ich öffne, — öffne weit: herein da braust
Des Windes Stoßgewalt mit aller Macht,
Und während er mir das Gewand zerzaust

Und übermütig spielt mit meinem Haar,
Lehn' ich mich selbst noch weit zu ihm hinaus,
Biet' ihm mit Lust den heißen Körper dar
Und schaue lachend in das Sturmgebraus,

Das die Natur in wildem Tanze wiegt.
Mir ist, als wär's ein heil'ger Waffengang,
Ein Leuchten in den Lüften liegt,
Ein ewig-alter, wundervoller Sang,

Der wie aus weiten Fernen zu mir klingt.
Ein Zauber ist es, der berauschend wirkt,
Verheißungsvoll, als ob er Botschaft bringt,
Der Welt ein köstliches Geheimnis birgt.

Es zieht herein ein wunderbarer Duft
Und füllet das Gemach mit seiner Flut, —
Und wird nicht wonnig-lau und warm die Luft? —
Mir ist so eigen, — hoffnungsfroh zu Mut, —

Und plötzlich weiß ich, was mich glücklich macht,
Weiß, wer im Siegeszug die Lande nahm
Mit wildem Sturm und Kampf in dieser Nacht:
Das ist der Frühling, der heut' zu uns kam! —

Wie's geht — —

Heut' ist mein Mädchen zu mir gekommen
Und hat gar traurig Abschied genommen:
Sie müßte fort, und die Mutter sei krank,
Ihre Zeit sei kurz und der Weg so lang. —
Nachdem sie so noch manches gesagt
Und über das Schicksal sehr geklagt,
Da hab ich sie herzlich ausgelacht:
Warum denn soviel Wesens gemacht!
Warum mit Müh' das Gewissen beschwert?
Die Sache ist ja das Lügen nicht wert!
Du hast nun einmal, du lustiges Ding,
Ein bißchen von einem Schmetterling.
Grad bist du an mir vorbeigeflogen, —
Da hab ich dich zu mir hereingezogen
Und dir mein schönstes Märchen erzählt.
In eines flüsternden Waldes Laub
Auf duftenden Rosen hast du gewohnt,
Und sorglich hab ich dir geschont
Deiner Flügel schillernden Farbenstaub.
Nun bist du ein Weilchen nur ausgeflogen, —
Mit grauen Flügeln mir wiedergekommen,
Die duftenden Farben vom Winde genommen,
Und um dein Schönstes schnell betrogen.
Ich laß dich hinaus in die finstere Nacht, —
Nicht ich, — nur du, Kind, tust mir leid!
Ich nehme euch Frauen so, wie ihr seid, —
Ein Tor nur glaubt, daß er euch anders
macht . . . . . .

In einer Laube.

Poesie am Kaffeetisch,
Weh, ward heut gefordert,
Und zu manchem schnellen Vers
Wurde ich beordert.

Reimte, wie ichs grade fand.
Wenig wollt es taugen:
Auf die Feder schauten mir
Lachend Frauenaugen!

Und der Frühlingsgott dabei
Saß auf einem Aste,
Mit den Beinchen baumelt er,
Daß sichs kaum noch paßte!

Sonne war im Untergehn,
Und ein gold'nes Krönchen
Drückte sie aufs Wunderhaupt
Ihrem Lieblingssöhnchen.

Rosen standen ringsumher, —
Schwer von ihren Düften,
Taumelten ganz toll berauscht
Elfen in den Lüften.

Zu dem kleinen Zaubergott
Mußt ich liebend schauen,
Zu den Rosen dunkelrot,
Zu den holden Frauen.

Meine Hand schrieb dummes Zeug,
Reimerei, — verpönte, —
Doch ein kleines Liebeslied
Mir im Herzen tönte. —

Die Elster.

Eine kleine Elster
hüpft in meinem Garten.
Jeden Morgen kommt sie
und erzählt mir lange Geschichten.

Heute sitz ich
und schreibe
und schreibe eine weise Schnurre, —
die macht mich nochmal berühmt! —
ich seh schon die Villa im Grunewald! —
und ich sage das meiner Elster.
Und da fängt sie zu plappern an
und zu krächzen,
daß ich mein Wort nicht verstehe,
und ich sage wütend:
Was willst du,
Frauenzimmer, geschwätziges?
Kommt sie hereingehuppt,
mitten auf den Schreibtisch,
und legt mir
unter Wippen des Schwänzchens
auf meine Weisheit
handgreiflich
ihre Verachtung . . .

Lange besah ich mir die Bescherung
und mußte lachen.
Und ich dachte an den Herrn Verleger
mit weisem Blick
und an des Publikums noch weisere Kritik,
und ich erlaubte mir einen Vergleich
und — schrieb weiter . . . .

Nachts.

Wenn die Nacht kommt,
geh ich in den Wald, —
jeden Abend!
Wenn der Mond scheint,
ist der Wald so zauberhaft, —
aber am schönsten,
wenn's ganz, ganz finster ist,
wenn man keinen Weg sieht.
Dann weiß man nichts, nichts von der Welt
und ist im Märchen
mittendrin.
Man tappt so durch den Tann
und ist nur böse,
daß den eigenen Schritt man hört.
Dann bleib ich stehn
und lausche . . .
Und da kommen sie alle
und erzählen,
erzählen und flüstern. —

— Wer kommt?
— Nun — alle!
Kennst du keine Märchen?
Gestern sprach ich Meister Reinecke:
wenn ich gut bin,
ihn nicht verrate,
soll ich heute seine Kleinen sehn, —
ein ganzes halbes Dutzend!
Ob ich sie sehn will!
Es ist Zeit!
Ich muß gehn . . . .

Abendspaziergang.

Ich geh mit meinen Hunden streifen, —
Gespenster suchen.
Ueber den Himmel,
den sternklaren,
zieht eine einz'ge, lange, dünne Wolke.
Dahinten, tief im schwarzen Wald
liegt jetzt der große Riese
und raucht sein Abendpfeifchen, —
so ganz gemütlich.
Tannennadeln und Kiefersprossen sind sein Tobak!
Hm —, das duftet!
Ob ich mich hineinwage?
Ihn belausche?

Die Hündin kneift den Schwanz ein, und der Rüde knurrt.
Ei, dann ist's nicht geheuer heut
da hinter dieser schwarzen Wand.
Zwei große Vögel
mit dunkeln, weitgespannten Fittichen
streichen jetzt herüber
und steigen lautlos
in die Nacht empor.
Da — — fällt ein Stern! —
Mordgierig stößt das Raubzeug nach, —
der arme Stern!
Sie haben ihn
und tragen ihn
krächzend
zurück in den tiefen, schwarzen Wald . . . .

Kommt, wir gehn nach Haus . . .
Es ist kalt. —

Exkursion.

Als ich gestern in die Sterne sah
und die Sehnsucht mich so ganz erfüllte,
wuchsen mir plötzlich Flügel,
und mit Gedankenschnelle
flog ich in den Weltenraum, —
einem wunderschönen,
silberblinkenden
Stern zu.

O wonnig war die Fahrt!
Bald sah ich mir zur Seite
einen kleinen Kometen, —
der schlug mit dem Schweif nach mir.
Hallunke! dacht ich
und retirierte.

Und wie ich zu meinem Stern sah,
zu meinem Reiseziel,
hatt' ich die Richtung verloren
und war einsam
im großen, schwarzen, kalten Raum
und wußte nicht, wohin.

Und wie ich suchte und suchte,
wohin nun wohl die Reise,
und welcher der schönste
von all den Sternen,
den wunderbaren, —
da sah ich einen,
ach! der war noch viel schöner,
schöner als alle, die ich sonst gesehn!

Und mächtig
schwang ich die Flügel
und sehnend
eilte ich ihm zu.

Indem ich näher kam
pochte mir das Herz,
wie wenn mich die Liebste rief, —
heiße Freude
trat feucht mir in die Augen,
wie damals,
als ich, ein Kind,
der Mutter Schürze verloren
und sie wiederfand
und mich geborgen fühlte
wie beim lieben Gott. —

Und ich flog rascher, —
immer rascher . . . . .

Wißt ihr, zu welchem wunderlichten Stern,
zu welcher schönsten aller Welten
ich brausend niederstürzte?
Es war — die Erde! Meine, uns're Erde!

Und ich sank zu Boden
und küßte sie . . . . .

Danklied.

Ihr holden Künste, seid gegrüßt!
Ihr hehren Frauen,
Seid hochgepriesen!
Oft habt ihr mir den Tag versüßt:
Ich durft euch schauen,
Euch genießen, —
Ihr habt mir viel, — ach, so viel Glück beschert:
Mit eurem Kuß gabt meinem Leben ihr den Wert
Und meiner Seele einen kleinen Schimmer Gold.
Göttinnen, — ja bis in den Tod bin ich euch hold!

Doch dir, Frau Musika, allein,
In deiner Töne
Wunderschöne,

Will heut ein jauchzend Lied ich weihn:
Dir Lob zu singen,
Dir Dank zu bringen,
Laß Lorbeer winden mich um deinen Götterleib! —
Auf deiner Klänge gold'ne Brücken zart gelenkt,
Durch deine Wunder leicht gewonnen und geschenkt,
Frau Musika, ward heute mir das schönste Weib! . .

Der Schwester.

Du saßest an dem Flügel. Deine güt'gen Hände
Entlockten wunderweiche Töne feinen Saiten.
Die streichelten mein Herz, auf daß es Ruhe fände,
Und sprachen mir von wahrer Liebe Ewigkeiten.

Den Segen fühlt ich, den dein Mutterglück dir beut,
Die stolze Hoheit deiner treuen Gattenliebe,
Und richtete mich auf in meinem jungen Leid,
Damit in meinem Kampf ich deiner würdig bliebe!

Und wie dein Spiel erstarb in zärtlichem Verklingen,
Fand ich Vergessen und die Kraft zu neuem Leben.
Und in dem wunden Herzen fing es an zu singen
Von heißem Danke dir, die mir so viel gegeben! . .

Bei Übersendung eines Bildes an eine Dame.

Die Eichen biegen sich im Sturm
Und ächzen in der Winde Tanz,
Am Boden kriecht ein Menschenwurm,
Sein Hund kneift furchtsam ein den Schwanz.
Auch kann man in der Ferne sehn,
Bedeckt von Wolken, schwarz und grau,
Die Kette blauer Bergeshöhn,
In diesem Fall jedoch nicht blau.

Was nicht in uns're Stimmung paßt,
Wie dieses Bild hier von Calame,
Das wirkt auf uns durch den Kontrast!
In diesem Sinn, verehrte Dame,
Genehmigen Sie es zu nützen:
Sehr lustig ist's, bei Sonnenschein
Zu sehn im Bilde Regenpfützen,
Auch pflegt es amüsant zu sein,
Im warmen Zimmer zu besehn,
Wie sich durch kalte Winde und
Ein scheußlich Wetter quält zu gehn
Ein and'rer Mensch mit seinem Hund.
So wecke stets Zufriedenheit
Dies Bildnis Ihnen, werte Frau,
Und wenn es hagelt, stürmt und schneit,
Sei doch Ihr Himmel himmelblau!

Einem Freunde zum Geburtstag, — Luftschiffer und Heiratskandidaten.

Wer oft wie du den Himmel nah gesehen,
Den fesselt nicht ein Beinbruch an die Erde.
Was Dir im neuen Jahre mag geschehen,
Wir hoffen, daß zur Höh' es führen werde.

Es kam der Lenz, der soviel Freude bringt.
Der heilt bald alles. Will dich gar beschenken:
Der Menschheit Wonnenkrone strahlend winkt, —
Ein pflichtenschwerer Schmuck, — wohl zu bedenken!

Schnell steigt zu Wolken auf das Luftgefährt,
Schnell kann's zur Tiefe stürzen unheilvoll.
Zeig deine Kunst, daß sie sich nun bewährt:
Halt' dich in stet'gen Höhn, wie es der Kluge soll!

Der verehrten Tischgesellschaft des Infanterie-Regiments Nr. 148!

Den bunten Rock der Dichterling
Nun lang schon an den Nagel hing.
Da hängt er sauber und verwahrt,
Für die Reserve aufgespart,
Und wird er wieder angepaßt,
So platzen seine Nähte fast.

Das macht: indem die Zeit verging,
Wuchs aus dem Rock der Dichterling,
Ihm ging die Taille in die Breite,
Und Speck legt sich ihm auf die Seite,
Zu eng ward ihm das knappe Tuch, —
Das ist des Zivilisten Fluch!

Einst ritt den Gaul der Dichterling,
Jetzt ist nur seine Feder flink.
Halb weil er's will, halb weil er's muß,
Hängt er am Schwanz dem Pegasus,
Und für den Exerzierplatz hält
Er jetzt der Bühnen Bretterwelt.

Doch nie vergißt der Federfuchs,
Wo er zum Menschen einst erwuchs,
Wo erst dem weichlichen Gestell
Man Knochen steckte in das Fell,
Wo in des Dienstes Zucht ermannt
Er zu sich selbst sich endlich fand.

Auch in der Ferne Kamerad,
Pflegt er die alte, gute Saat,
Und jeden Gruß vom Regiment
Er über alles teuer nennt.
Drum, daß er solchen jetzt empfing,
In Treuen dankt der Dichterling.

Der Asket.

Ich knie in meiner Zelle Gruft
Auf kalten, feuchten Steinen.
Von meinem wilden Weinen
Erzittert noch die heiße Luft.

Maria mit dem Jesuskind,
Dir sag ich meine Klage,
Daß ich's nicht mehr ertrage,
Wenn ich nicht endlich Rettung find!

Ich lieg vor deinem heil'gen Bild
Auf meinen wunden Knieen.
Ich hab zu dir geschrieen,
Und du, du lächeltest nur mild.

Dort draußen blüht der Frühling jetzt.
Ich hör die Vöglein singen,
Die Tiere seh ich springen, —
Ich schaue, was sie all ergetzt:

Das ist ein wunderlich Gedeihn!
Rings um mich her auf Erden
Ein Wachsen und ein Werden, —
Ein einz'ges, sel'ges Lieben, — Frein!

Wenn ich das Auge schließen kann, —
Ach, diese Wunder Gottes,
Sie spotten meines Spottes
Und zwingen mich in ihren Bann:

Heut Nacht, da ich den müden Leib
Schleppt' zu der Lagerstelle,
Trat zu mir in die Zelle
Im wachen Traum ein Weib, — ein Weib!

Den fremden Atem spürt ich schon, —
Ich sah die weißen Glieder, —
Das beugt' sich zu mir nieder! —
Da schrie ich laut zu Sankt Anton,

Die Geißel riß ich von der Wand
In heiligem Entsetzen,
Und mir zu blut'gen Fetzen
Hieb ich das Fleisch mit harter Hand.

Es tropft' mir warm das rote Blut,
Und bei des Mondes Strahlen
Erdacht ich Qual auf Qualen
Und stärkte neu den heilgen Mut.

„Hilf, Mutter Gottes, — Jesus Christ,
Daß ich das Fleisch ertöte!
Erhör mein heiß Gebete,
Da du am Kreuz gestorben bist.

End' meiner sünd'gen Sinne Not,
Gib Kraft dem Büßerhiebe!
Bist du der Gott der — Liebe,
Gib meinen ird'schen Wünschen Tod!"

Des Wahnsinns Wort war kaum verhallt,
Brach ich in Ohnmacht nieder.
Ein Lachen gellte wieder, — —
Und um mich war es still und kalt.

Das Blut floß über meinen Leib.
Da — schlich zu meiner Schwäche
Die Sünde, ach, die freche,
Und — lachend stand bei mir — das Weib!

Und kraftlos lag ich hingestreckt,
Und machtlos fühlt' ich wieder
Die weichen, warmen Glieder,
Mit denen sie mich zugedeckt.

In wildem Zucken bäumt' ich auf, —
Mich meisterten die Sinne:
In unerhörter Minne
Brach sich die Sünde ihren Lauf.

Das Mondlicht lag auf deinem Bild.
Du wolltest mich nicht retten
Aus meiner Lüste Ketten.
Du — lächeltest im Schauen mild.

Du ließest deinen Sohn im Stich. —
Hab ich nicht recht gestritten?
Hab ich nicht recht gelitten?
Sprich, heil'ge Mutter Gottes, sprich!

Die Morgensonne brennt herein.
Ich lieg vor dir im Staube.
Herr, war's ein falscher Glaube?
Herr, kann ein Mensch nicht heilig sein?

Du bist der Liebe heil'ger Gott,
Du alles Seins Gedanke.
Sag, ist es, daß ich kranke?
Und triebst du selber mit mir Spott?

Ich höre laut dein heil'ges „Ja!"
Herr, Herr! ich hör's: du rufest
In allem, was du schufest,
Daß ich mit Torenaugen sah!

Ich hör des Frühlings Werdeschritt,
Befruchtend allen Landen.
Nun hab ich dich verstanden
Und wand're selig mit! — —

Ein Weidmannsheil . . .

Ueber der Heide und den Stoppelfeldern
Lag grau der frühe Nebel, den im Moor die Hexen kochen.
Vorm Horizont her aus den schwarzen Wäldern
Kam die Nacht herübergekrochen, —
Und zaghaft auf leise schwankender Erde
Zwischen den dunkeln Wiesengerinnseln
Tasteten sich unsere Pferde.
Mit schleppenden Ruten und leisem Winseln
Schlich vor uns die Meute. —

Wir hatten gejagt vom Morgen bis jetzt!
So heiß war es nie wie heute,
Wo wir den alten Fuchs gehetzt, —
Den alten Fuchs, den überschlauen,
Der alle Wege kannte vom Feld bis tief ins Moor,
Wo die Hufe nicht dem bräunlichen Boden trauen
Und der kühnste Jäger noch stets die Spur verlor.
Aber nun hing des roten Diebes blutiger Rest
Dem Freunde neben mir vom Sattelknopf, —
Für solch ein Reiterherz ein Fest! —
Doch ritt er schweigend. Auf die Brust hing ihm der Kopf,
Und wie des matten Abendwindes Wehn,
Der in den Erlen flüstert und den Weiden,
So hört' ich tiefe Seufzer von ihm gehn. —
Schwer schlug das Herz uns beiden . . . . .

O dieser Tag und sein schlimmes Gejaid!
Wir hatten den bleichen Tod inmitten:
Heim ritten wir zu zweit! —
Zu dreien waren wir ausgeritten!
Und hinter uns, wo die Wege verliefen,
Abseits, wo jetzt die Unken flöteten,
Da wußten wir zwei Augen, die nun schliefen,
Und ein Männerherz, das Eifer und Kühnheit töteten.

Wir waren zu spät gekommen, —
Hatten zu spät das Entsetzliche gefunden
Und keinen Laut vernommen:
In grauenvollem Kampf, vom Schlamm überwunden, —
Nicht zu retten, — nicht zu rächen, —
Der Edelste ertränkt, erstickt wie der gemeinste Wicht! —
Was lockte den Genossen auf die trügerischen Flächen? —
Ich wußt' es nicht . . . . .

Die Nebel flossen nun schon über unsern Weg.
Wie zähe Fesseln spielten sie um uns'rer Tiere Beine,
Da trat aus ihnen schwarz heraus ein Brückensteg,
Und nicht mehr weit im letzten Abendscheine
Hob sich auf stolzem Kamp der Gutshof zwischen Bäumen.
Die Hunde schlugen an und witterten voraus.
Wir fuhren hoch aus unserm düstern Träumen,
Und neben mir der Freund sah hin zu seinem Haus,
Und plötzlich, auf der Brücke altem Holz,
Auf dem der Hufschlag dröhnte,
Hob er das Haupt wie in jähem Stolz
Und riß den Gaul herum, daß er stöhnte.
Dann hielt er. Seine Brust in wildem Kampf
Sah ich sich heben und weiten.
Ich fühlte: Jener kämpfte einen Kampf!
Und rüstete mich, mit dem Freund zu streiten . . . .

„Hör mich an!" klang es hart an mein Ohr,
„Nicht wahr, wir zittern in heißem Gram,
Weil unser Herz den Freund verlor?"

Wie Spott klang, was ich vernahm.
Verständnislos starrt ich in seine Züge,
Da hieß sein Blick mich schweigen.

„Das Leben lügt! — Auch diese Jagd war Lüge! —
Wahr ist allein — Todesschweigen! —
Laß mich dir ein Gleichnis sagen, —

Versteh es oder faß es auch nicht, —
Nur fragen darfst du nicht! — Nicht fragen!
Hörst du, fragen darfst du nicht!“ — —

Wie Angst, wie Drohen war sein Sprechen, —
Da lauschte ich, und Furcht drang auf mich ein,
Und in mir hörte ich etwas zerbrechen.
Das klang wie aus dem Moor das Eulenschrein . . .

„Ich halte auf meinem Hof eine Taube. —
Ich hielt sie mir gut und sorgsam verwahrt.
An ihre Treue fesselte mich blinder Liebesglaube.
Bald hatte sich der Füchse Brut um meinen Hof geschart.
Doch die verlacht ich, und zu munterm Jagen
Zog ich die Pferde aus dem Stall, —
Die edle Meute mußte die Verbrecher schlagen!
Mein Hofland klang von Hörnerschall.
Und als der Jagd getreuesten Kumpan,
Den ältsten Fuchs zu Tod zu packen,
Zog ich am Herzen mir heran
Den stärksten, kühnsten, besten Bracken.
Doch, glaubst du? — wenn der Schweiß den Pferden [troff,
Wenn froh Hallali rief unser Jägermund,
Dann stahl sich heimlich auf den Hof
Fort von der Jagd der — falsche Hund!
Und meine weiße Taube war sein frevelhaftes Ziel!
Die Taube holt' sich der Geselle unterm Dache! — —
Als endlich mir's wie Schuppen von den Augen fiel, —
Da ritt ich still einen ganzen Tag und sann auf Rache . . . .

Heut jagten wir den Fuchs, nicht wahr, mein Freund?
Den treuen Bracken hatten wir mit!
Wo dem Fuchs es wegsam scheint,
Da lenkte ich seinen Schritt:
Den Fuchs sollte er schlagen! —
Der Bracke kühn des Weges sprang.

Wo er blieb? — Ich weiß es nicht zu sagen, —
Was kümmerts mich, wenn ihn das Moor verschlang!"

Er lachte heiser in die kommende Nacht:
„Nur eine Lüge mehr vielleicht zu allem Trug!"
Dann, — eh' ich das Unfaßbare noch ausgedacht, —
Ein wilder Spornhieb, und sein Gaul im Flug
Sprang in den dicken Nebel. Fern klang sein Geschnaube, —
Nur wie erstickt von Tränen drang zu mir zerriss'ner
Worte Teil:
„Leb wohl, du Einziger, und grüß daheim die Taube!
Und — Weidmannsheil! — —"

Ich stand und wagte nicht den Schritt voraus.
Hier war kein Recht, zu helfen, — nur zu — schweigen!

Den Tod im Herzen ritt ich still zu jenem Hof und Haus,
Und überm Moor sah ich den blassen Mond aus weißen
Dämpfen steigen . . . .

Südwest.

Ueber dem glühenden Sand
Liegt an der Erde Rand
Brütend die Sonne, — gelblichrot.
Auf den Steinen und Klippen
Lastet Gefahr und Tod.
Mit hagern Rippen
Schleicht gierig die Hyäne,
Sucht, wo ein Felsspalt gähne
Und unten vielleicht
Ein Wässerchen schleicht.

Alles tot und leer
In dem sandigen Meer. —
Oder doch nicht?
In dem Gestrüppe
Auf der einen Klippe
Seh' ich ein Menschengesicht!
Ist das ein Mensch, dies Wesen?
Es fletscht die Zähne, die weißen,
Wie um zu beißen, —
In den schwarzen Zügen
Haß und Rachsucht liegen, —
Viel Böses zu lesen.

Und der Kerl ist nicht allein!
Rings liegen sie zu zweien und drei'n,
Ohne zu sprechen.
Aber ihre Augen stechen,
Und ich weiß, was sie sollen,
Suchen und wollen:
Still, eine lebendige Mauer,
Liegen sie auf der Lauer! —

Und die Sonne steigt höher — und sinkt.
Und der Magen knurrt.
Noch immer am Horizont nichts winkt.
Die Horde murrt.
Endlich unter unverständlichem Fluchen
Sie das Weite suchen.

Leblos nun
Die Klippen ruhn,
Und der Sonne blutiger Rest
Schnell die Erde verläßt . . . . . .

Am nächsten Morgen über die Flur
Führt dreier deutscher Reiter Spur.
Die ritten still bei der Nacht.
Sie ritten über die Klippen fort.
Nichts Böses haben sie gedacht.
Aber seltsam schaurig war's dort.
Und als sie wieder draußen im Freien,
Da meinte der eine von den dreien:
„Wenn da schwarze Kerls gesessen,
Hätten wir kein Kommisbrot mehr gegessen! —
Verdammt auch! Was haben wir uns verspätet!"

Fern in der Heimat, ließ ich mir sagen,
Da haben die Herzen der Eltern geschlagen,
Und, ich glaube, die Liebste gebetet . . . . . .

Der Strandgut-Fischer.

Es ward Abend, —
Da ging ich zum Strande
Und suchte gierig. —

Sturm war am Tag, —
Heißa! lustiger Sturm!
Haushoch türmten sich Wellen,
Begrabend, krachend, — niederbrechend
In ihren Tiefen
Rettungslos
Armseliges Schifflein —
Mann und Maus . . . .

Nun ging sie unter
Blutigrot, die Sonne,
Rot vor Scham ob der Gräul des Geschehnen.
Ueber die Dünen wehn
Leise pfeifend
Letzte Winde.
Platt und träg,
Faul verdauend
Stattliche Kost,
Ruht das Meer . . . . .

Reich ist die Küste! —
An ihrem Strande
Glitzert und gleißt nun
Geld und Gold!
Hei ja! nun ernt' ich!
Hier ein Ring, — da ein Kästchen, —
Da eine Barre edles Gut, —
Da, — weh! — eine Nixe will mich fassen! —
Weh! — halt! — nein! — nichts weiter? —
Doch, — — ein Weib! — —

He, — du, was machst du hier? —
Ei sieh, du bist schön!
Bist Strandgut, — bist mein!!

Als es Morgen ward,
Als die Möve schrie,
War ich arm wie je:
Gold und Gut
Vergessen am Strand, —
Aber reich meine Hütte,
Und Sonne
Im kleinen Raum. —
Arm das Brot,
Und kärglich die Kost.
Weiche Hand
Reicht sie mir zu! —
— — Sturmnacht machte mich reich!
Ja, — ich fand — —
Strandgut! . . . . .

Parsifal.

Er irrte durch die Welt und stritt,
Er floh den Menschen wie Getier,
Sein Ziel war fern, um das er litt,
Hart schloß sein Auge das Visier.

Da fand er eine Blumenau,
Sein schwarz Gewaffen klirrte ihm am Fuß.
Und fand in gleichem Leide aller Frauen Frau,
Und zwischen ihnen war ein Gruß.

Er trank aus einem heil'gen Quell,
Und ward sein Haupt mit güldnem Glanz gekrönt,
Und war sein Kleid und Waffen hell,
Und war mit Gott und Welt versöhnt.

Pilgerfahrt.

Das waren die Haimonskinder, die lebten in Acht und Bann,
Weil sie Herrn Karl getrotzet. Das war nicht wohlgetan.
„Ihr Brüder, ich muß sterben, seh' ich die Mutter nicht!
Eh' laßt uns ganz verderben — nur schaun ihr Angesicht!"

Also sprach Recke Reinold. Da nahmen sie Pilgerkleid
Und zogen nach Pierlamonte, das war des Weges weit.
Das Tor war wohlverschlossen. „Wir kommen vom heiligen Grab!
Gönn' Herberg, alter Wächter!" — Doch der zur Antwort gab:

„Herr Haimon hat geschworen dem König Karl den Eid,
Die Söhne will er ihm fangen, und brächt's ihm selber Leid.
Ihr aber im Pilgerrocke gleicht unsern Herren aufs Haar!" —
„Wir wissen nicht von den Recken. Gott helf' ihnen aus Gefahr!"

Da war das Tor geöffnet. Im Saal Frau Aya saß,
Vier Pilger sah sie grüßen; da sie des Grams genas:
Vier Pilger in grauen Röcken, darunter der Harnisch klang!
„Mein Gatte Haimon, biete den Müden guten Empfang!"

Es eilten Schenk und Köche und trugen Trank und Speis',
Die Fremden aßen unmäßig. So zeigten sie Herrenweis'.
Und wenn sie die Becher leerten, dann lachte Frau Ayas Herz,
Und wenn sie zu ihr schauten, dann sah sie niederwärts.

Nun tat der Recke Reinold wohl gar einen schweren Trunk,
Dann ist er aufgestanden: „Der Lüge ist genung!
Seid uns gegrüßt, Frau Mutter! Wir mußten Euch einmal sehn!
Wir lachen König Karols!" — „Zu Leid ist's mir geschehn,"

Sprach ärgerlich Herr Haimon und griff zu Schwert und Spieß,
„Ich hab's Herrn Karl geschworen — bring' euch ihm nach Paris!"
Da gab's ein großes Stechen. Es floß das rote Blut.
Viel Schilde täten brechen. Der Mutter bangte der Mut.

„Das habt Ihr schlecht geschworen, Herr Vater, meiner Ehr'!"
Es griff ihn Recke Reinold und nahm ihm seine Wehr
Und band ihm Füß' und Hände und setzt' ihn auf ein Roß,
Ihn König Karl zu senden wohl gen Paris aufs Schloß.

Herr Haimon selbst mußt' lachen: „Ich tat nach meiner Kraft!
Wär' mir fürwahr nicht lieber, hätt euch mein Speer gestraft!"
Frau Aya war so fröhlich: „Mit Gott, Herr, meldet nur,
Daß unsre starken Söhne noch stärker als Euer Schwur!"

Da ritt er stracks von dannen, er durfte nicht verziehn.
Doch als er rückwärtsschaute, da lagen sie auf den Knien
Und küßten der Mutter Hände und ihres Kleides Rand.
Das war, als hätten gehungert sie lange im fremden Land.

„Nun ehrt uns, teure Herrin, und bringt uns Wein und Brot!"
So viel die Helden da tranken: sie lagen drei Tage für tot.
„Ade, ade, Frau Mutter! Nun mag es fürder gehn,
Nun ist der Bann zu tragen: wir haben Euch gesehn!"

Der Arme.

Das war der erste Sonnentag,
der ihm schon lang im Blute lag.
Er schritt zur grauen Stadt hinaus,
fand einen Busch beim letzten Haus,
er sah in seinem kleinen Blühn
die ganze Welt in Frühlingsgrün,
und eine Lerche sang ihm vor
vieltausendstimm'gen Vogelchor.
Er blähte seine Nüstern weit
und atmete nur Herrlichkeit,
und als er seine Augen schloß,
ein Königspurpur ihn umfloß.
Dann wurden seine Glieder matt.
Er wandte sich gebückt zur Stadt.
Er ging, weil ihn die Arbeit rief.
Und seine Seele seufzte tief.

Frühlingssuche.

Ein Wanderlied.

Die Sonne färbt den Arbeitstisch
Und macht den krummen Rücken warm,
Fort mit dem schwarzen Tintenwisch!
Den Eichenknüppel untern Arm!

Es sprach ja schon Herr Mohammed:
Kommst, fauler Berg, du nicht zu mir,
So gilt mir das ein Quodlibet,
Ich komm dann eben halt zu dir!

Wenn uns darum noch warten läßt
Der Lenz, so suchen wir ihn drauß,
Wir treiben ihn wohl aus dem Nest
Und bringen den Kumpan nach Haus.

Die Sonne liegt schon auf dem Tann, —
Schnell, auf im Marsch zu dunkeln Höhn,
Daß sie uns nicht entwischen kann!
Wir wollen ihr ins Bette sehn!

Und droben stehn wir Fürsten gleich,
Tief unten breitet sich das Land, —
Uns, uns gehört dies Wanderreich
Im roten Abendsonnenbrand.

Die Aecker ruhen, schwer in Saft,
In dunkeln Wogen wallt's herauf,
Die Schatten zeigen ihre Kraft,
Der Tag beendet seinen Lauf.

Weiß lastet Dampf auf Wald und Feld,
Der Himmel glüht, ein Amethyst, —
Herrgott, wie deine große Welt
So ganz unsagbar herrlich ist!

Und weiter jetzt hinab ins Tal, —
Die Sonne sank, die Sonne sank,
Die Nacht spinnt Dunkel überall,
Zur Vesper ruft ein Glockenklang.

Der weiße Mond am Himmel steht,
Die Sterne strahlen flimmernd auf,
Der Fuß die sichere Straße geht,
Das Herze will hinauf, hinauf!

Ein Feuerschein, ein gastlich Haus,
Ein warmes Zimmer, ein Grüßgott,
Ein frischer Trank, ein karger Schmaus, —
Ein Strohsack macht den Wandrer flott.

Der Frühwind auf dem Schornstein geigt, —
Ade, ade! Soll weitergehn!
Die Sonne steigt, die Sonne steigt.
Heut müssen wir den Frühling sehn!

Wo hält der Bursche sich versteckt?
In kleinen Tälern schimmerts weiß,
Der letzte Winter hämisch neckt,
Ihm macht die Sonne weidlich heiß.

In Hecke, Busch und braunem Wald
Es sprießt an jedem grauen Ast,
Der Föhnsturm raunt ein Bald! ein Bald!
Noch säumt der lebensfrohe Gast.

Doch warte eine kleine Zeit,
Da tanzt er über Feld und Rain, —
Geduld, du Mensch im Wanderkleid,
Von allen, denen er bereit,
Sollst du gewiß der Erste sein!

Die Heide blüht!

Die Heide blüht! Die ersten bunten Stiele
Schickt mir als Gruß ein treues Heidenest.
Die winz'gen Knospen sprangen. Noch nicht viele,
Doch schon ein Ruf zum großen Blütenfest:

Das braune Kraut ließ grüne Federn schießen,
Die letzten dürren Kelche sind verweht.
Wo dunkle Töne stille Einkehr hießen,
Nun licht ein rosig-heißes Hoffen steht.

Ein erdesattes, reines, starkes Düften
Schwimmt voll Verheißung ob der Herrlichkeit.
Myriaden Bienen dürsten in den Lüften
Nach all der Süße solcher hohen Zeit.

Die will nun kommen. Bald erschloß zur Minne
Das letzte Blütenkind den zarten Leib,
Und purpurn prahlt die Freude aller Sinne —
Im Licht des Tags ein wildes, starkes Weib.

Kurz sind die Monde solcher wachen Süße.
Es droht der dunkle Schlaf, da sie noch glüht.
Vor mir im Glas, ihr ersten bunten Grüße,
Ihr mahnt und lockt: Komm schnell, die Heide blüht!

Dampf im Moor.

Durch's grüne Land führt sonnenblank die weiße Straße.
Auf schmalem Weidmannspfad
glitt ich abseits ins Moor,
ins schwarze, schweigende Moor.
Schreiend hob sich ein Entenpaar aus dem Ried,
und wieder war alles still.
Ich sitze
auf kleiner Insel,
und meine Füße hängen fast im Wasser.
Nun stör' ich nicht, was die Stunde will . . . .

Ich sehe,
indes die Sonne meinen Schädel brennt,
durch halbgeschloss'ne Lider:

Zwei große, weiße Motten gaukeln,
taumeln,
fallen ins nasse Grab.
Die Enten,
längst wieder vertraut,
peitschen das Schilf mit Flügelschlägen
und kosen, — —
in einem Weidenbusch,
der blühend in Kätzchen steht,
summen wohl Tausend, die Honig suchen.
Aber paarweis
tanzen sie von dem Süßen zu Süßerm . . . .

Heut brennt zum ersten Mal die Sonne ehrlich heiß.
Sie sticht mir die Schläfen, daß das Blut kocht.
Die nackten Füße tauch ich ins Kühle,
die Stirne berg ich ins schattige Ried.
Ich werde schlafen.

Dicht vor meinen Augen steht ein blauer Käfer auf dem schwarzen Spiegel,
die langen Beine reglos.
Da —
ein zweiter gleitet her, und beide werden eins.

Es ist ein Wille,
ein heißer Wille
in dieser Stunde!

In kleinen Wellen zirkelt er ins Weite.
Es wächst die Flut,
die Glut,
in Wogen treibt's im Kreis
und schlingt mich ein.

Ich schlafe nicht.
Ich stehe,
ein starker Hirsch, am Hang im roten Herbst
und sehe unter mir mein Volk, das äst.
Ich schüttle meine Mähne.
Mein Geweih fegt eine Birke nieder.
Es ist ein Haß in mir.
Ich schreie laut.
Da recken alle Tiere die schlanken Hälse.

Langsam schreite ich zu Tal.
Ich trete unter sie.
Sie ducken sich und schnopern scheu im Taugras.
Und warten doch.
Eine Schmale reibt die Nase mir am braunen Schenkel.
Ich seh sie lange an
und
sterbe vor Verachtung und Zärtlichkeit.
Mein brüllender Ruf weckt Zittern.
Und nun heb' ich mich.

Aechzend brechen alle meine Tiere in die Knie — — —

Ich liege schlafend auf der Insel im Sumpf,
im kochenden Sumpf.
Die Sonne brennt.
Ein Wille dampft zum weißen Himmel.

Zwei Dommeln flattern im Ried . . . .

Im Moor.

O riesenhaftes Schweigen überm Moor,
Darin ich schreite zagend fast —
Wie sich der Weg im dunklen Kraut verlor!
Ich schreite unter einer Last.

Auf einer Brücke halt ich an,
Es schwankt das schwarzvermorschte Brett,
Zäh fließt das dunkle Naß heran
Und schiebt sich durch sein braunes Bett.

Ich denke: Stände einer hier,
Der mit der Welt zerfiel und sich — —
Zwei junge Birken stehn bei mir
Und zittern. Zittern sie für mich?

Ich küsse stumm ein kleines Blatt
Und lächle in dem Hauch von Graun —
Du Welt, die soviel Sonne hat,
Ich will auch deine Dunkel schaun.

Gang in der Frühe.

Auf den Bergen stand ich, als des Tages Leuchte
Aus den rosenroten Dämmernebeln tauchte,
Und erwachend rings das Land, das nachttaufeuchte,
Leise atmend seinen letzten Traum verhauchte.

Meine Hände hob ich über dich, du Eine,
Große, Starke, die ich auf den Knieen ehre,
Mutter Erde, du im Frührotheilgenscheine,
Dich ich liebe, wie ich doch dem Fuß verwehre,

Dich zu fest zu halten und gebannt zu schreiten
In des Alltags gleichen, glatten, breiten Straßen,
Denn auf Höhen nur und über blaue Weiten —
Einsam, einsam sollst du mich dich segnen lassen ....

Da nun war's, als wolltest du mich warnend mahnen:
Antwort kam aus deiner schweren Aecker Schollen,
Antwort aus der dunklen Wälder Morgenahnen,
Aus der jugendzarten Saat, der segenvollen.

Flimmernd stiegen kleine Vögel in die Lüfte,
Rauschend füllten alles heiße Lebenslieder,
Und mit Zittern trank ich die gewalt'gen Düfte,
Erde, deiner starken, mütterlichen Glieder.

Offenbarung eines fernen, großen Willens
War die Stunde meiner zu vermeß'nen Bitte.
Ja, mit aller Sehnsucht dankbaren Erfüllens
Trag ich jetzt zu Tal die menschenfernen Schritte.

Bäume stehn mit tausend, abertausend weißen
Blüten an dem Pfad, den ich herniedersteige,
Blüten, die so schwere, süße Frucht verheißen.
Aus dem wilden Ueberflusse brech ich volle Zweige.

In den Lüften schwingen ferne Arbeitstöne,
Denn nun rüstet sich die Nied'rung auch zum Tage.
Doch des Morgens jungfräuliche Schöne
Ich in meinen ehrfurchtsvollen Händen trage,

Und ich bringe sie und will sie weckend gießen
Wie zum Opfer über eines andern Menschen Leib.
Und das Wunder dieser Welt muß sich erschließen,
Da ich mit dem Frühling grüße so — mein Weib!

Frage und Antwort.

— Sage,
hast du mich lieb?

— Das weiß ich nicht,
denn, was die Menschen Liebe nennen,
das kann's nicht sein.

— Was weißt du denn?

— Ich weiß,
daß ich mir selbst gestorben bin
und auferstanden dann
in einem Paradies.
Nun lieg ich unterm Baume der Erkenntnis
und pflücke Frucht auf Frucht
und reiche dir mit vollen Händen,
und alle Engel
mit ihren weißen Flügeln
stehn herum
und staunen!
Und der Herrgott lächelt. —

— O nimm mich mit in dieses Paradies! —

— Du bist es selbst! —

Wenn der Tod kommt . . .

Wenn der Tod kommt,
der alte Mann,
weiß ich, was ich ihm sagen werde:

Mein Freund, du bist betrogen,
ich kann nicht sterben!
Dies Leben ist nicht meins!
Frag erst das Herz dort,
das mein Leben ist,
ob's mich dir läßt!
Doch vielleicht, —
nicht wahr? —
hast du Platz für zwei
unter deinem weiten, grauen Mantel? —

Und wenn er gut ist,
nehm ich dankbar jenes Herz in meine Hand,
und voller Neugier,
was in den Falten seines Mantels er für Schätze birgt,
wie die Kinder
folgen wir zu zwein
dem guten, alten Mann, —
Großväterchen,
dem Tod . . . . .